

Media Culture and Cultural Techniques Working Papers

N°002

2022

» **Mikrologien
vergangenen
Lebens** «

Mario Wimmer



University
of Basel

Department
Arts, Media, Philosophy

N° 2020.002

»Mikrologien
vergangenen Lebens«

Mario Wimmer

DOI:10.5451/unibas-ep78149



Media Culture and
Cultural Techniques
working papers

BMCCT veröffentlicht Arbeitspapiere im Forschungsbereich des Basler Seminars für Medienwissenschaft. Die Arbeitspapiere erscheinen in unregelmässigen Abständen in deutscher und englischer Sprache.

BMCCT publishes working papers in the research area of the Basel Seminar for Media Studies. The working papers appear at irregular intervals in German and English.

Cite this item:
Mario Wimmer, »Mikrologien
vergangenen Lebens«, BMCCT working
papers, (August 2020) No.2
(DOI:10.5451/unibas-ep78149).

The »Basel Media Culture and Cultural
Techniques Working Papers« (BMCCT
working papers) are published by

Seminar für Medienwissenschaft
Universität Basel
Holbeinstrasse 12
4051 Basel
medienwissenschaft.philhist.unibas.ch
bmcct@unibas.ch

under the creative commons licence
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

ISSN 2673-5792

Concept and design:
Mario Wimmer

Hosted by University of Basel library's
eterna server



University
of Basel

Department
Arts, Media, Philosophy

▪

Mikrologien vergangenen Lebens

▪

Mario Wimmer*

Department Arts, Media, Philosophy, University of Basel,
mario.wimmer@unibas.ch

DOI: 10.5451/unibas-ep78149

Der Antrieb intellektueller Arbeit

Als Historiker interessiere ich mich insbesondere für die Geschichte der Humanwissenschaften und ihre materiellen und medialen Voraussetzungen und dafür wie die Niederungen ihrer alltäglichen Praxis mit den Texten in Beziehung zu setzen sind. Das ist gelegentlich näher an der Literaturwissenschaft als an einer Geschichte der Haupt- und Staatsaktionen und doch scheint es mir wichtig, zu betonen, dass ich von Literatur und davon wie sie von Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftlern gelesen wird, recht wenig verstehe. Stattdessen interessiere ich mich für die sich wandelenden Bedingungen und Möglichkeiten der Entstehung von Wissen. Dabei kehre ich immer wieder zu der Frage zurück, was verschiedene Formen der intellektuellen Arbeit *antreibt*.

Im Wesentlichen ist intellektuelle Arbeit kein grosses Abenteuer, sondern eine recht gleichförmige, um nicht zu sagen langweilige, Tätigkeit. Und so bin ich überzeugt, dass das Insistieren auf der Frage nach dem Wollen und der nötigen intellektuellen Energie hilft, zu verstehen, welchen, vielleicht bescheidenen, Beitrag diese Arbeit für unser Selbstverständnis als soziale Wesen hat. Als Wesen, die sich in der eigenwilligen Frage verstricken, wie sie sich mit Hilfe kultureller Codes auf eine Weise artikulieren können, die etwas weiter reicht als einen Augenblick. Etwa im Interesse eines vergangenen Lebens, das unwiederbringlich vorbei ist, und also nur im Augenblick wieder präsent werden kann.

Da ich eingeladen wurde, etwas zum Leben im Archiv zu sagen, habe ich mich dafür entschieden, über drei Dinge zu sprechen: Das was unsere Arbeit antreibt; den Unterschied zwischen dem vergangenen Leben und den Spuren, das es

...

* Bei dem Text handelt es sich um eine leicht überarbeitete Fassung eines Abendvortrags am Deutschen Literaturarchiv Marbach am 14. November 2019.

■ ■

im Archiv hinterlässt und jenem Leben, das die Biographie und im weiteren Sinn die Geschichtsschreibung für sich in Anspruch nehmen. Letztlich geht es mir um ein Plädoyer für den Blick auf das Detail und damit den von Dilthey, Nietzsche und anderen in pejorativer Absicht gebrauchten Begriff der Mikrologie zu rehabilitieren. Das werde ich in einigen Schritten versuchen. Nach einführenden Bemerkungen zu meiner Frage und meinem Zugang, möchte ich drei Beispiele geben:

Historisch-philologische Autopsie, Autographensammeln und Altgier. Damit wird hoffentlich anschaulich, was sich im Detail analytisch beobachten lässt. Zum Schluss werde ich noch einmal darauf zurückkommen, in welcher Weise die Mikrologie womöglich eine heute angemessenere Form des Studiums des Geschichtlichen ist.

■ ■ ■ ■ ■

»Die Begriffe, durch welche die Welt gedacht wird, behaupten ihre Existenz unabhängig von dem Kopfe, in welchem sie entstanden sind.«¹ In diesem Sinn möchte ich meine Ausführungen mit diesem Gedanken Wilhelm Diltheys beginnen. Sie sind einem bekannten Vortragstext über »Archive für Literatur« entnommen. Dort heisst es weiter:

»Aber in diesen Gedanken und Gestalten pulsiert das Herzblut eines Menschen, in jedem Worte ist der Atem desselben. Aus der Gesellschaft dieser mächtigen Personen, gleichsam aus deren Aufnahme in das eigene Seelenleben entsteht seinen Hörern oder Lesern eine dauernde Erhöhung des eigenen Lebens, eine Zunahme an innerer Kraft. So liegt die tiefste und dauerndste Wirkung literarischer Werke auf uns eben darin, daß die Dichter und Denker selber zu einem Teil unseres eigenen Lebens werden.«

Sobald unsere Gedanken Gestalt angenommen haben, beginnt nicht nur das Denken und Fühlen, sondern dann entstehen auch jene Vorstellungen, die unsere Gedanken Begleiten. Der Kunst- und Kulturwissenschaftler Aby Warburg hat diese Plastizität menschlicher Vorstellungskraft mit dem schönen Wort »Gehirnausstülpung« bezeichnet.²

■ ■ ■

1. Wilhelm Dilthey: »Archive für Literatur«, in: *Zur Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts: Portraits und biographische Skizzen, Quellenstudien und Literaturberichte zur Theologie und Philosophie im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1991, 1–16: 4.

2. Mario Wimmer: »Gehirnausstülpungen. Zur Wissenschaftsgeschichte intellektueller Arbeit,« DOI: 10.5451/unibas-ep78149

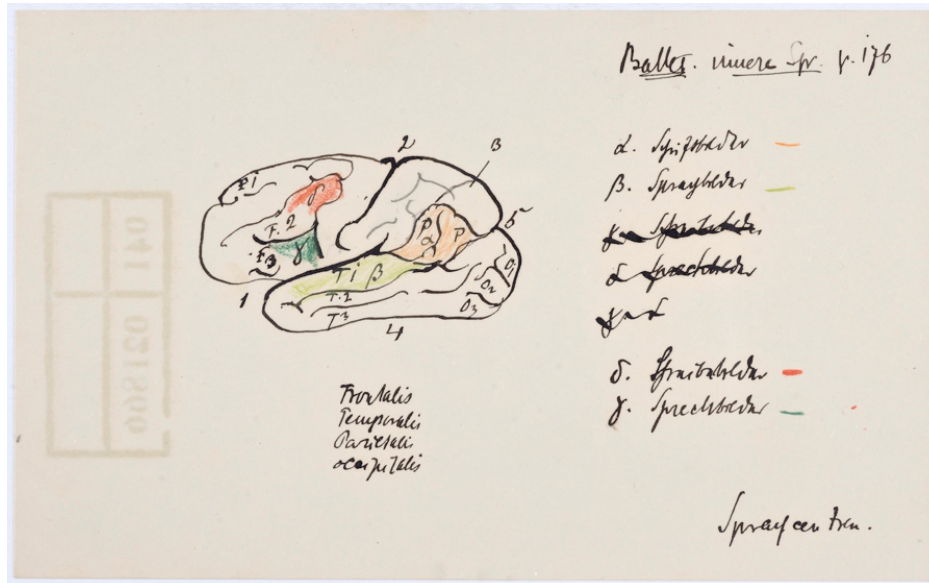


Abb. 1. Warburg Institute Archive, London.

Wenn also vom vergangenen Leben im Archiv die Rede ist, so kann dieses Leben nur eine Metapher sein. Denn das Leben, hinterlässt zwar Spuren, materielle und zugleich symbolisch codierte, also entzifferbare, Spuren, doch bleibt das vergangene Leben in der jeweiligen Gegenwart ebenso abwesend wie das Vergangene selbst. Daraus ergibt sich die nicht zu unterschätzende Binnenweisheit: Geschichte ist nicht einfach das Vergangene. Geschichte ist vielmehr der manchmal etwas hilflose Versuch, das Vergangene mit Hilfe von Medien gegenwärtig zu machen.

Das ist die Ausgangslage, von der aus die Beschäftigung mit Geschichte und Biographie beginnt. Das »Herzblut eines Menschen«, wie Dilthey es formuliert, das Herzblut eines *toten* Menschen, wie ergänzt werden muss, soll zum »Teil unseres eigenen Lebens werden.«³ Wer dabei nicht an Vampirismus denkt, dem fehlt es an Mut, die Begriffe in ihrer eigenen Existenz, »unabhängig von dem Kopfe, in welchem sie entstanden sind«, so Dilthey, zu denken. Nicht erst wenn die Texte ins Archiv kommen, sondern schon wenn die Gedanken Gestalt annehmen, beginnen sie

■ ■ ■

in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte*, Bd. 41, Nr. 4, 2018, 449–452.

3. Dilthey: »Archive für Literatur«, 4.

DOI: 10.5451/unibas-ep78149

■ ■

sich von dem Subjekt, aus dessen Kopf sie herkommen mögen, zu lösen und neue Kontexte zu erschliessen. So wie auch Vorstellungen Tatsachen sind, können Aussagen zu Ereignissen werden, die diskret zu behandeln sind. Diskret im doppelten Sinn des Wortes: als Begebenheit im eigenen Recht, die nicht von vornherein nur in einem geschichtlichen Zusammenhang Bedeutung annehmen kann und diskret als Gegenbegriff zu den Indiskretionen der Gelehrten, die allzu oft die Spuren vergangenen Lebens im Archiv mit jenem Leben verwechseln, das im Rahmen einer Biographie dabei hilft argumentative und narrative Kohärenz herzustellen.

Dieser Gedanke verdient einen Moment Aufmerksamkeit. Es gibt einen Unterschied zwischen Vergangenheit und Geschichte der parallel zum Unterschied zwischen vergangenem Leben und Biographie liegt. Es wäre ungünstig, wenn nicht fatal, diesen Unterschied wegzuwischen und doch gibt es Begehrlichkeiten, dies zu tun und sei es lediglich im Versuch, dem vergangenen Leben möglichst nah sein zu wollen. Davor sind selbst grosse Historikerinnen nicht ausgenommen. Sie sind mit den Subjekten ihrer Studien, die sie gerne mit einem Possessivpronomen versehen, auf *first name basis* und finden sich gedankenverloren im vertraulichen Gespräch mit ihnen. Nun stehe ich glücklicherweise nicht unter Szientismusverdacht. Doch gerade weil ich das »Studium des Geschichtlichen«, wie es Jacob Burckhardt⁴ nannte, oder eben historische Forschung für wichtig halte und zwar wichtiger als einen vereinheitlichenden Begriff von Geschichte, muss ich darauf bestehen, dass solche Empfindungen und Gefühle konstitutiv in den Erkenntnisprozess mit eingehen. Sie bestimmen die Logik und Rationalität historischer Arbeit wesentlich und geben Hinweise darauf, was dieses im besten Sinn nutzlose, weil zweckfreie, Interesse antreibt.

Ich möchte Ihnen diese Überlegung noch einmal anders, mit den Worten Friedrich Nietzsches, näher bringen. In einem Abschnitt über Künstlerbiographien in seinen *Unzeitgemässen Betrachtungen*, unterscheidet er zwischen Leben und Werk und verhandelt damit die Grenzen der gelehrten Indiskretionen ebenso wie er die Frage nach der wissenschaftlichen Lust auf das »Herzblut eines Menschen« stellt.

»Wird nicht dadurch, das in seinen lebendigen Wirkungen noch gar nicht Erschöpfte zur Unzeit abgetan oder mindestens gelähmt, daß man die Neubegierde auf zahllose Mikrologien des Lebens und der

■ ■ ■

4. Jacob Burckhardt: *Aesthetik der bildenden Kunst: Über das Studium der Geschichte. Mit dem Text der »Weltgeschichtlichen Betrachtungen« in der Fassung von 1905*, Bd. 10, hg. v. Peter Ganz, München 2000 (Jacob Burckhardt Werke).

■ ■

Werke richtet und Erkenntnis-Probleme dort sucht, wo man lernen sollte zu leben und alle Probleme zu vergessen?»⁵

Die hier von Nietzsche ausgesprochene Sorge ist offensichtlich. Das künstlerische Werk droht sich in der Detailversessenheit der Neubegierde für vergangenes Leben zu zersetzen. Folgt man den Überlegungen des Basler Philosophen, so ist das wenig überraschend. Denn der Mensch des 19. Jahrhunderts, so Nietzsche,

»hüllt sich in Moderduft; es gelingt ihm selbst eine bedeutendere Anlage, ein edleres Bedürfniss durch die antiquarische Manier zu uner-sättlicher Neubegier, richtiger Alt- und Allbegier herabzustimmen; oft-mals sinkt er so tief, dass er zuletzt mit jeder Kost zufrieden ist und mit Lust selbst den Staub bibliographischer Quisquilien frisst.«⁶

Diese etwas abschätzige Bemerkung trifft einen sensiblen Punkt, nämlich die Frage, warum wir uns für die Vergangenheit interessieren und bereit sind, die alltägliche Arbeit im Archiv auf uns zu nehmen: Dokumente aufzufinden, Texte abzu-schreiben sie mit Originalen abzugleichen ehe überhaupt ein Argument oder eine Erzählung möglich wird. Der vorliegende Text ist nicht zuletzt eine bescheidene Würdigung dieser Form historischer Arbeit. Es bleibt die Frage, wo die Indiskretio-nen beginnen.

Wo sind wir versucht, uns allzu vertraut zu machen mit dem vergangenen Le-ben? Archivbegehren entsteht genau dort, zwischen Leben und Werk, in den Niede-rungen der Praxis historischer Arbeit. Damit möchte ich weder eine Warnung noch ein Verbot aussprechen. Es braucht die Sehnsucht, mit der Vergangenheit in Berüh-rung zu kommen, jedes Mal wenn man sich hinsetzt, um im Archiv zu lesen. Und doch ist Rücksicht geboten. Zum einen bleiben diese Empfindungen dem Erkennt-nisprozess nicht äusserlich, sondern treiben ihn an und gehen in ihn ein. Zum ande-ren möchte ich ein Plädoyer dafür halten, diese Sehnsucht nach dem Abwesenden nicht mit einer Annäherung an das vergangene Leben zu verwechseln. Der Unter-schied zwischen jetzt und damals ist kategorisch und damit konstitutiv für jede Form historischer Arbeit. Er bestimmt die sich freilich historisch wandelnden Be-dingungen und Möglichkeiten historischer Erkenntnis.

■ ■ ■

5. Friedrich Nietzsche: »Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben« §7 Erste Ver-öffentlichung 22 Februar 1874 (eKGWB), <http://www.nietzschesource.org/#eKGWB/HL-7>.

6. Nietzsche: »Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben« §3, <http://www.nietzschesource.org/#eKGWB/HL-3>.

■ ■

Historische Arbeit folgt einer Methode. Sie nimmt bestimmte Wege, die im besten Fall gut nachvollziehbar bleiben. Jede historische Methode sollte auch erkennbar machen, wann wir uns irren, wann es gilt, unsere Annahmen anzupassen oder unsere Position zu revidieren. Historische Arbeit darf uns nicht mit der Vergangenheit versöhnen, sondern uns schmerzhaft vor Augen führen, dass das Begehren, das die Arbeit antreibt, niemals eingelöst werden kann. Selbst wenn wir uns vertraut machen wollen mit den Subjekten unserer Forschungen, gilt es die Andersheit zu respektieren - und zwar aus ethischen *und* aus epistemologischen Gründen. Denn historische Erkenntnis wird nur dann möglich, wenn das vergangene Leben wie ein Stachel in die Geschichte drängt. Das ist im übrigen recht nah an dem, was Jan Eike Dunkhase so treffend als Kosellecks »historischen Existenzialismus« beschrieben hat.⁷ Geschichte ist nicht ohne existenzielle Erfahrung von Geschichtlichkeit zu betreiben.

In diesem Sinn bildet historische Arbeit auch subjektive Wahrnehmungen. So lässt sich das in der Wissenschaftsgeschichte populär gewordene Modell epistemischer Tugenden adoptieren und für unsere Zwecke adaptieren. Adaptieren insofern als die wissenschaftliche und gelehrte Praxis nicht grundsätzlich und selten tatsächlich tugendhaften Idealvorstellungen entspricht. Viel häufiger ist die Wissenschaftlerin oder der Gelehrte von etwas getrieben, die Arbeiten bahnen sich unter der Oberfläche erklärter methodischer Prinzipien ihren Weg und verlaufen dabei genauso unspektakulär und ereignislos wie ungeordnet und wild. Jede und jeder, die ihre Tage über den Dokumenten eines Nachlasses verbracht hat, weiss vermutlich wovon ich spreche. Doch in der Beobachtung dieser Praxis wird eine Reflexion auf die historische Arbeit in Gang gesetzt, die Geschichtstheorie und -philosophie in nichts nachsteht. Ja, im Gegenteil hat diese Reflexion auf die Praxis den Vorzug, nicht normativ oder analytisch verfahren zu müssen, sondern die Logiken intellektueller Tätigkeiten aus der konkreten Arbeit heraus beschreiben zu können.

■ ■ ■ ■

Menschen interessieren sich also nicht selbstverständlich für das vergangene Leben. Somit haben wir es mit einer Entscheidung zu tun, sich für das vergangene Leben in der Form von Geschichte zu interessieren. In diesem Sinn möchte ich dazu einladen, die allzu vertrauten Vorstellungen von Geschichte für einen Moment zu

■ ■ ■

7. Jan Eike Dunkhase: *Absurde Geschichte: Reinhart Kosellecks historischer Existentialismus*, Marbach am Neckar 2015.

■ ■

vergessen und einem kleinen Versuch zu folgen, über vergangenes Leben mikrolologisch zu denken.

■ ■

Wer kennt nicht die grossen Essays der Mikrogeschichte? Viele sind durch Lektüre mit einem der gelungenen Beispiele dieser Spielart der Geschichtsschreibung bekannt. Sei es Carlo Ginzburgs Geschichte des Müllers Menocchio oder Natalie Zemon Davis gelehrte Scharade um die Identität eines gewissen Martin Guerre.⁸ Diesen Texten ist gemeinsam, dass sie Fragen stellen, die über die Binnenlogik der kleinen Geschichte weit hinausgehen. Amerikanischen Studentinnen und Studenten erklärt man das gern mit dem Imperativ: You have to ask big questions in small places. Ich erwähne das aus zwei Gründen. Zum einen, weil die Mikrologie womöglich die Möglichkeit einer zeitgemässen Geschichtsforschung bietet, zum anderen scheint mir der Ort des vergangenen Lebens tatsächlich eine wesentliche Rolle dafür zu spielen, wie historisch gedacht werden kann.

Dilthey schloss seinen eingangs zitierten Vortrag über Literaturarchive mit einem interessanten Vergleich:

»Sooft wir durch die entsprechenden Einrichtungen ein Objekt dem Begriff wissenschaftlicher Methoden zugänglich machen, entziehen wir es der Mikrologie und der Neubegier. Zugleich aber würden Sammlungen von Handschriften das Bedürfnis des Drucks derselben erheblich einschränken. Ich endige wie ich begann. Mit dem Interesse der zeitlosen Wissenschaft verknüpfte sich in diesen Vorschlägen das an der Pflege unseres nationalen Bewußtseins. Stätten, an denen die Handschriften unserer großen Schriftsteller erhalten und vereinigt lägen, die erhaltenen Büsten und Bildnisse darüber, wären Pflegestätten der deutschen Gesinnung. Sie wären eine andere Westminsterabtei, in welcher wir nicht die sterblichen Körper, sondern den unsterblichen idealen Gehalt unserer großen Schriftsteller versammeln würden.«⁹

■ ■ ■

8. Carlo Ginzburg: *Il formaggio e i vermi: il cosmo di un mugnaio del '500*, Torino 1976; Natalie Zemon Davis: *The Return of Martin Guerre*, Cambridge, Mass. 1983.

9. Dilthey: »Archive für Literatur«, 14–15.



Abb. 2: Das Grabmal von Maria Stuart in der Westminster Abbey, Ende 19. Jahrhundert

Kurz mit dem Vergleich zur Westminsterabtei zieht er eine Parallele zwischen Traditionspflege und Totenkult. Nicht nur in dieser Hinsicht teilen Archiv und Friedhof eine gesellschaftliche Funktion. Beide sind Orte des Anderen. Dessen, was an den Rand gedrängt und ausgeschlossen wird aus dem Alltag indem es einen eigenen Ort bekommt. Der französische Philosoph und Historiker Michel Foucault hat dies Orte des anderen als Heterotopien bezeichnet und darauf hingewiesen, dass Museum und Archiv die paradigmatischen Heterotopien des 19. Jahrhunderts waren, jenes Jahrhunderts, das durch eine »Obsession für die Geschichte« gekennzeichnet war.¹⁰ Diese Heterotopien haben ein merkwürdiges Verhältnis zur Zeit. Sie

■ ■ ■

10. Hier und im Folgenden Michel Foucault, »Andere Räume«, in: Karlheinz Barck u.a. (Hgg.), DOI: 10.5451/unibas-ep78149

■ ■

bilden Heterochronie aus, also komplex aufgefaltete Zeitschichten. So gäbe es die »Heterotopien der sich endlos akkumulierenden Ziele, z.B. die Museen, die Bibliotheken«, so Foucault.

»Museen und Bibliotheken sind Heterotopien, in denen die Zeit nicht aufhört, sich auf den Gipfel ihrer selber zu stapeln und zu drängen, während im 17. und noch bis zum Ende des 18. Jahrhundert die Museen und die Bibliotheken Ausdruck einer individuellen Wahl waren. Doch die Idee, alles zu akkumulieren, die Idee, eine Art Generalarchiv zusammenzutragen, der Wille, an einem Ort alle Zeiten, alle Epochen, alle Formen, alle Geschmäcker einzuschließen, die Idee, einen Ort aller Zeiten zu installieren, der selber außer der Zeit und sicher vor ihrem Zahn sein soll, das Projekt, solchermassen eine fortwährende und unbegrenzte Anhäufung der Zeit an einem unerschütterlichen Ort zu organisieren – all das gehört unserer Modernität an.«

Mit diesem panoramatischen Blick, der die Disposition des Archivs bestimmt, möchte ich nun in die Niederungen des Alltags, zu den erratischen Taktiken wechseln und auf die Kunst des Handelns im Archiv zu sprechen kommen.

Augenlust

Der Blick auf historische Überreste aus nächster Nähe war, spätestens seit der frühen Neuzeit, wesentlicher Bestandteil gelehrter Praxis. Seit dem 17. Jahrhundert wurden Urkunden, Inschriften genauso wie Kunstwerke durch »Autopsie« kritisch in Augenschein genommen. Dabei stellten sich viele Urkunden als Fälschungen heraus. So hatte sich lange vor der akademischen Institutionalisierung der Geschichtswissenschaft eine gelehrte Praxis historischer Arbeit entwickelt, die den Blick auf die sogenannten Quellen der Vergangenheit mit eigenen Augen als wesentlich erachtete.

Mit der Institutionalisierung grosser Editionsprojekte Anfang des 19. Jahrhunderts, begaben sich gelehrte Kopisten auf Reisen durch europäische Archive, um beglaubigte Abschriften von Originaldokumenten zu nehmen. Die Aufgabe all dieser Unternehmungen folgte dem, was 1819 in den Statuten der »Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde« formuliert wurde. Eine Gruppe bekannter Gelehrter hatte sich als »ein Verein zur Herstellung einer Gesamtausgabe der Quellschriftsteller deutscher Geschichten des Mittelalters« konstituiert.

■ ■ ■

Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik, Leipzig 1992, 34–46.

DOI: 10.5451/unibas-ep78149

■ ■

Dementsprechend übernahm die Direktion die »Oberaufsicht des Ganzen« und achtete auf die »Mitteilung von Handschriften, oder deren Verleihung am Aufbewahrungsorte, ingleichen seltener alter Druck- und Hauptausgaben (*Editiones principes*) der zu bearbeitenden Quellschriftsteller«, wie Harry Bresslau 1921 in seiner Geschichte der Monumenta Germaniae Historica schrieb, die unter dem Kürzel MGH in die Geschichte der Gelehrsamkeit eingehen würden.¹¹

Nur schriftliche Zeugen, die mit eigenen Augen geprüft waren, wurden aufgrund von Abschriften in die kanonischen Quellsammlungen aufgenommen. Dafür mussten sich spezialisierte Gelehrte auf den Weg in die Archive machen. Stellen Sie sich nun also vor, ein Mitarbeiter der Monumenta ist auf Reisen durch europäische Archive, um beglaubigte Abschriften von Originaldokumenten zu nehmen. Es spielt keine Rolle, wann genau dies geschehen ist. Denn es kam zu zahllosen solcher und vergleichbarer Situationen.

Der Mitarbeiter des Editionsprojekts berichtet regelmässig an die Zentralkommission. Über Wochen und Monate erstreckt sich diese Korrespondenz. In einem dieser Briefe berichtet er nun verschämt von einer Begebenheit, die es unbedingt geheim zu halten gelte. In einer Klosterbibliothek hatte er sich ein Schriftstück vorlegen lassen, das sich als Palimpsest herausstellte. Die Schrift an der Oberfläche des Pergaments war also erst aufgebracht worden, nachdem eine ältere Schicht abgeschabt und diese ältere Schrift somit mit freiem Auge unlesbar geworden war. Der gelehrte Kopist sah sich nun in der Pflicht, die ältere Schrift mit Hilfe einer Tinktur sichtbar zu machen. Er schreibt:

»Wo am Rande ein Strich gemacht, ist von mir im Codex Tinktur gebraucht, ohne die ganz verlöschte Schrift auf geschwärztem Pergament nicht zu lesen war. Doch habe ich die Tinktur heimlich u[nd] ohne Erlaubnis der Bibliothek gebraucht. Es würde also bei der Publication wo möglich nicht zu erwähnen sein.«¹²

Ohne Tinktur war das Prinzip von Autopsie und Schriftvergleich unmöglich in die Tat umzusetzen. Doch mit der Tinktur wurde auch das Dokument zerstört. Der Kopist wurde zum letzten Zeugen des Schriftzeugen. Die Behandlung mit der Chemikalie löschte die Schrift aus und zerstörte den Beschreibstoff auf ewig. Der

■ ■ ■

11. Harry Bresslau: *Geschichte der Monumenta Germaniae Historica*, Hannover 1921 (Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zur Beförderung einer Gesamtausgabe der Quellschriften deutscher Geschichten des Mittelalters).

12. Alfred Gawlik: *Zur Geschichte und Arbeit der Monumenta Germaniae Historica: Ausstellung München 17.-20. September 1996: Katalog*, München 1996.

■ ■

Wille zur Genauigkeit vernichtete jene Überlieferung, die es zu bewahren galt. Die Hoffnung auf einen emphatischen Moment der Autopsie machte die Gelehrten blind für die Konsequenzen. Denn wo, für einen letzten Augenblick, die Schrift noch einmal aufscheinen konnte als würde die Vergangenheit selbst aufblitzen, hinterliess die Tinktur für immer eine Lücke. Das Pergament war zerstört, die Schrift für immer gelöscht. Doch die Tinktur der Kopisten machte für einen Augenblick jene Chemie des Begehrens sichtbar, die durch den unmöglichen Wunsch, mit der Vergangenheit in Kontakt zu kommen, angetrieben war.

Der unbedingte Wille, die Schrift der Vergangenheit (und es gibt in der modernen Geschichtswissenschaft bis Burckhardt keinen Zweifel daran, dass die Schrift das Medium der Vergangenheit ist) lesbar zu machen, zerstörte die Überlieferung in derselben Weise wie bis ins späte 19. Jahrhundert Archäologen in der Regel durch die Zeitschichten späterer Kulturen hindurch bis auf die antiken Überreste gruben und dabei die mittelalterliche und frühneuzeitliche materielle Überlieferung schlichtweg zerstörten. Erst als man bei einer Berliner Grabung auf eine irritierende Anzahl von Austernmuscheln stieß, wurde dieses archäologische Paradigma infrage gestellt. Kurz, Materialität und Medialität der Spuren des vergangenen Lebens sind wesentlich für unsere Praxis und die Vorstellungen, die wir uns von der Vergangenheit machen.

Autographensammeln

Kaum jemand hat das Prinzip von Materialität und Medialität von Schrift besser verstanden als die Autographensammler. Zugleich widerspricht ihre Leidenschaft dem Grundprinzip des Archivs, wie es von Staatsarchivaren vertreten wurde. Für sie und das Prinzip der Provenienz gibt es wenig Bedrohlicheres als das Autographensammeln.

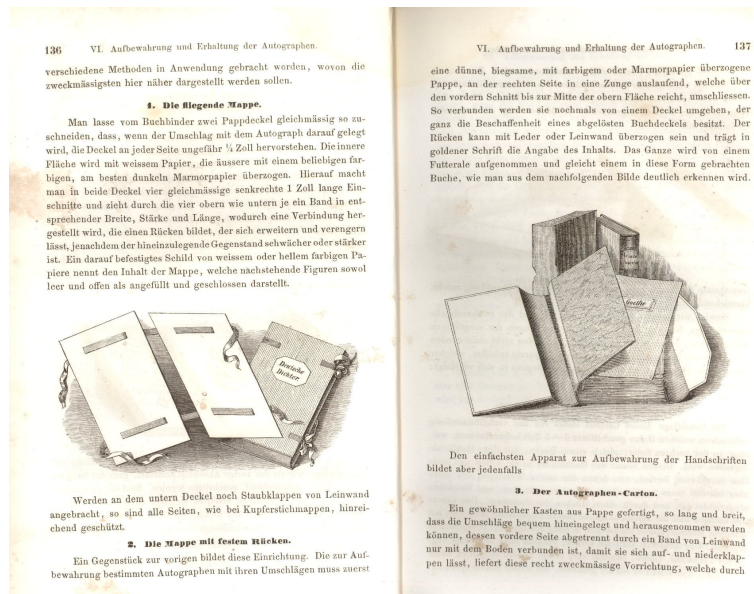


Abb. 3: Johannes Günther, Otto August Schulz:
Handbuch für Autographensammler, Leipzig 1856.

Denn beides durchkreuzt die Logik des Archivs wie Archivare sie verstehen. Staatsarchive sammeln nicht, sondern verwalten, das Schriftgut, das ihnen aus den Behörden zufließt. Die Verwaltung mittels Akten, wie sie kennzeichnend für die Bürokratie ist, organisiert sich entlang eines Papierorganismus, der seinen Doppeltgänger in der Vorstellung vom Staatswesen als Organismus hat. Jede Sammlung unterläuft das Prinzip der Provenienz, also der Ordnung des Materials nach seiner Herkunft. So können Sammlungen bestenfalls als solche in ihrer bestehenden Ordnung übernommen werden und verhalten sich damit allerdings bereits exzentrisch zum durch staatliche Behörden vorgeformten Archivkörper. So schien etwa Heinrich Otto Meisner, ich zitiere, »Die Proklamierung eines provenienzfrieren Autographenbegriffs ... bedenklich.« Ein solch »provenienzfrierer« Begriff würde zur Zerstreuung und »Zersplitterung der Archivalien führen«, ja, er würde womöglich die »Bildung von Autographensammlungen unter Zerreißung der Provenienzen« ver-

■ ■

wirklichen. Damit sei der »Ausplünderung von Nachlässen« Tür und Tor geöffnet.¹³ Was Staatsarchive aufgrund ihrer rechtlichen Stellung um jeden Preis verhindern müssen, ist die erneute Zirkulation von Handschriften, wie sie charakteristisch für den von Sammlern und Händlern bevölkerten Autographenmarkt ist.

Hier in Marbach gibt es nicht nur Unmengen an Autographen, sondern auch eine grosse Anzahl von Texten von und über Autographensammler und die Natur der Autographen selbst. Das Literaturarchiv hält eine der grössten Sammlungen von Autographenkatalogen. Sie verdankt sich dem leidenschaftlichen Sammler und Schriftsteller Stefan Zweig. Während seine Bibliotheken aus Wien, Salzburg, London, Bath und Petrópolis in Brasilien, wie Stephan Matthias kürzlich dokumentiert hat, heute über die ganze Welt verstreut sind, teilen sich das Deutsche Literaturarchiv und die Autographenhandlung J. A. Stargardt in Berlin seine umfangreiche Sammlung gedruckter Autographenkataloge. Über seine Faszination schreibt Zweig:

»Sammeln im höheren Sinne als dem eines beliebigen Sportes betrieben, kann durch Phantasie, Leidenschaft und Geschmack zu einem Begriff gesteigert werden, der dem künstlerischen schon sehr nahe kommt. Eine Sammlung ebenso wie ein Kunstwerk will in sich eine geschlossene Abbeviatur des Universums darstellen, und wenn Sammeln mehr bedeutet als Anhäufen und Zusammenraffen, wenn es auch Ordnen und Formen zum Urtriebe hat, so mag es gelingen, hier durch eine geheimnisvolle Architektonik aus totem Stoff ein Lebendiges zu gestalten.«¹⁴

Die Einbildungskraft des Sammlers belebte die tote Materie. Sie gab ihr Form und Ziel. Sollte eine Sammlung vollendet werden, mussten ihr Grenzen gesetzt werden. Nur auf diese Weise konnte, wie Zweig es formuliert, ein »Organismus« aus den Papieren geformt werden, der seine eigene Dynamik entwickeln konnte und die Dinge von sich aus auf ihren natürlichen Platz verwies. Sollte »eine Sammlung ein Kunstwerk werden«, und um nichts weniger ging es Zweig, so musste »sie Mass haben und sich selber ihr Ziel setzen.« Selbstverständlich war die vollständige, die ideale Sammlung nicht zu erreichen. Genau aus dieser Uneinlösbarkeit speiste sich die Sehnsucht des Sammlers. Es war der höchste Reiz, so Zweig,

■ ■ ■

13. Archiv der Berlin Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften: NI. Heinrich Otto Meisner, Schachtel 8, Meisner an Leesch, 20. Februar 1955; dazu Mario Wimmer: *Archivkörper: eine Geschichte historischer Einbildungskraft*, München 2012, 109f.

14. Stefan Zweig: »Die Autographensammlung als Kunstwerk«, in: *Deutscher Bibliophilen-Kalender für das Jahr 1914. Jahrbuch für Bücherfreunde und Büchersammler*, Wien 1914, 44–50.

..

»den Schein oder die Nähe der Vollständigkeit, obzwar es ihm wie dem Künstler immer unmöglich ist, sie gänzlich zu erreichen. Immer wird zwischen der absoluten Vollständigkeit und dem Erreichten eine kleine Spanne Sehnsucht bleiben, Sehnsucht, die mit den Erfüllungen nur wächst und alle Kräfte, statt sie mit einem flachen Genügen abflauen zu lassen, immer aufs neue anspannt.«¹⁵

Diese Sehnsucht war auch der Grund, warum Sammler Stücke tauschten und handelten, ja, sie überhaupt ohne größere Schwierigkeit weggeben konnten, sie hielt eine Sammlung lebendig.

Wenn ich vorhin von der toten Materie im Gegensatz zur lebendigen Sammlung sprach, so hätte, der Staatsarchivar Meisner nachdrücklich widersprochen. Denn er sah die Gefahr des Autographensammelns genau in jenem – und ich zitiere hier niemand anderen als Meisner – »Zauber der Handschrift«. Ein Zauber der Handschrift, in dem nicht nur für ihn »das Geheimnis der Persönlichkeit« lag. Diese Bemerkung hätte nicht nur bei Autographensammlern, sondern auch bei Paläographen Zustimmung gefunden.¹⁶

Der grosse Paläograph Ludwig Traube hat für den Doppelcharakter der Handschrift die treffende Bezeichnung gefunden, es handle sich um »halb-graphische Objekte«¹⁷. Dieser Schriftbildcharakter der Handschrift macht sie zu mehr als einer Aneinanderreihung von Buchstaben, ja seit der Etablierung der Vorstellung eines Systems von Körperströmen und Schriftverkehr im 18. Jahrhundert, konnte die Handschrift – gleich einem Schattenbild, einer Haarlocke oder – als Pfand der vergewärtigten Sehnsucht nach Abwesenden gelesen werden.¹⁸ Diese kulturelle Codierung von Handschrift konnte mehr als ein Jahrhundert später dann von Graphologen wie Ludwig Klages dechiffriert werden und sie verführte den strengen Staatsarchivar Meisner zur Formulierung, dass sich »im Organismus eines Aktenbandes das vergangene Leben selbst« finden würde.¹⁹

...

15. Zweig, »Die Autographensammlung als Kunstwerk«.

16. Heinrich Otto Meisner: *Der Archivar*, hg. vom Akademischen Auskunftsammt Berlin in Verbindung mit dem Amt für Berufserziehung und Betriebsführung in der Deutschen Arbeitsfront, 2. verbesserte Auflage, Berlin 1941, 13.

17. Ludwig Traube: *Nomina Sacra. Versuch einer Geschichte der christlichen Kürzung*, München 1907.

18. Dazu Albrecht Koschorke: *Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts*, München 1999.

19. Diese Argumentation habe ich in anderem Zusammenhang insbesondere im Kapitel »Das Unbewusste der Archive« in Wimmer: *Archivkörper*, 219–246 behandelt.

Mommsen: Altgier

Mein Drittes Beispiel führt zurück ins Geschichtsdenken des 19. Jahrhunderts und weiter zu zu seiner künstlerischen Aufnahme und Diskussion Ende des 20. Jahrhunderts. Am 12. Juli 1880 kam es in Berlin zu einem Wohnungsbrand. Am nächsten Tag berichteten die Zeitungen, wie eine wirre Gestalt Papiere aus dem brennenden Haus zu retten versuchte. Manche ahnen bereits, dass es sich bei dieser nächtlichen Gestalt um niemand anderen als den Althistoriker und Nobelpreisträger für Literatur Theodor Mommsen handelte. Bestätigt wird dieses Moment der Verzweiflung von einer betroffenen Augenzeugin. Mommsens Tochter Adelheit berichtet ebenfalls über die »Unvorsichtigkeit des Vaters«, durch die »jener Brand ausgebrochen« sei. Mommsens drei Töchter schliefen direkt unter dem Arbeitszimmer und sahen, aus dem Schlaf gerissen, »brennende Balken – wahrscheinlich waren es von der Feuerwehr herausgeworfene Bücher – vor dem Fenster vorbeifliegen.« Auf ihrem Weg aus dem Haus trafen die Töchter auf »den Vater mit verbrannten Haaren und Händen, der mit Gewalt zurückgehalten werden mußte, um nicht von neuem in das Zimmer zu stürzen.«²⁰ Während also sein Haus in Flammen stand, war Mommsen damit beschäftigt, seine Exzerpte und Notizen, Manuskripte und Bücher in Sicherheit zu bringen. Was ebenfalls in Flammen aufgegangen sein mag, sind die Vorarbeiten zum vierten Band von Mommsen Römischer Geschichte. Trotz aller Rettungsversuche wurde jedenfalls, gemeinsam mit hunderten Büchern, eine der wichtigsten Handschriften zur Geschichte der Goten zerstört. Bis zu jener verhängnisvollen Nacht war es üblich gewesen, dass Bibliotheken und Archive ihre Dokumente an renommierte Gelehrte ausliehen. Damit war nun Schluss.

Wenig später würde Friedrich Nietzsche von dem Vorfall erfahren. Dessen Freund Peter Gast war zu der Zeit in Venedig und kannte die Neuigkeiten aus Berlin vermutlich noch nicht aus den Zeitungen. Dort konnte man nicht nur von der Ruine des Gebäudes und der Bibliothek lesen, sondern auch von den Reaktionen auf den Brand:

»Die innigste Teilnahme für den greisen Gelehrten macht sich in allen Kreisen der Bevölkerung bemerkbar, und es hat etwas Ergreifendes, wenn man aus dem Munde gewöhnlicher Arbeiter und Frauen, die die Brandstätte umstehen, hört, wie der »alte Herr« seine »Schätze«, die

...

20. Zitiert nach Arno Mentzel-Reuters, Mark Mersiowsky, Peter Orth, Olaf B. Rader (Hg.): *Phoenix aus der Asche: Theodor Mommsen und die Monumenta Germaniae Historica: Katalog zur Ausstellung der Monumenta Germaniae Historica in München und der Monumenta Germaniae Historica an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften vom 25. November bis 21. Dezember 2005 im Foyer der Bibliothek der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften*, München 2005, 19.

■ ■

er so sorgsam sein ganzes Leben lang gehütet, verloren habe. So klingt bei diesen Worten so viel Teilnahme und Mitgefühl durch; die Leute wissen wohl, daß die »Schätze«, welche hier vernichtet wurden, nicht in Gold und Silber bestanden, sondern in den Werken mühevoller Geistes-Arbeit.«²¹



Abb. 5: Alexander Kluge im Gespräch mit Heiner Müller

In seiner freien Wiederholung der Szene von Mommsens brennendem Haus im Gespräch mit Alexander Kluge, zeigt sich Heiner Müller begeistert über Nietzsche der »fast weinen muß, wenn er sich das vorstellt. Und dann kommt die tolle Frage, ein Fragesatz: Ist das Mitleid? Diese Angst vor Mitleid. Das ist ganz toll gewesen.«²² Daraufhin vermutet Kluge, dass Nietzsche den Verlust des vierten Bandes der Römischen Geschichte bedauert. Der Philologe trauert nicht nur über den Verlust. Darauf angesprochen, was Müller als Philologe antreibt, antwortet er: »Ja, ich glaube, der Impuls zur Philologie ist eigentlich Gier. Es gibt sicher nicht nur Neugier, es gibt auch eine Altgier.« Und er greift damit einen Begriff auf, der sich so ähnlich be-

■ ■ ■

21. »Ueber den Brand im Hause Theodor Mommsen's«, National-Zeitung, 12. Juli 1880.

22. Gespräch zwischen Alexander Kluge und Heiner Müller: »Der Tod des Seneca«, 26. April 1993 (<https://kluge.library.cornell.edu/de/conversations/mueller/film/103/transcript>).

■ ■

reits bei Nietzsche findet. Er spricht von »altgierig« im Gegensatz zu »neugierig« und von der »Gier nach dem Geschichtlichen« und von der »unwürdigen Gier nach Leben« ebenso wie von der »Gier nach Erkenntniß«.

Bei Müller ist die Begeisterung stärker als das Bedürfnis nach Unterscheidung. Altgier und Neugier, so Müller, »Das ist fast dasselbe.« Diese strukturelle Homologie von Alt- und Neugier erinnert an das komplementäre Verhältnis von Ethnographie und Historiographie. Doch ebenso wenig wie die Ethnographie und Anthropologie durch eine dem Menschen von der Natur gegebene Neugierde erklärt werden kann, ist die Altgier nicht zweite Natur, sondern eine erklärungsbedürftige kulturelle Tatsache. Müller beschreibt es aus seiner Sicht: »Einfach alles haben wollen, alles greifen, alles wissen wollen. Und ich glaube, ohne das geht überhaupt nichts.« Ich komme darauf zurück.

Historische Grösse in umgekehrter Proportion

Im Brockhaus von 1811 kennt man Mikrologie als »die Sucht, über Kleinigkeiten und Dinge, die kaum der Mühe werth sind, viel Erhebens oder Redens zu machen.« Nicht wie drei der berühmtesten Archivare einmal sagten, »Kleingeist«, sondern wie es im Lexikon weiter heisst »Kleinigkeitsgeist«. Der »Mikrolog« ist dementsprechender jemand, der in den »kleinlichen Dingen etwas wichtiges sucht – ein Grillenfänger, Kleinigkeitskrämer.« Wir alle kennen die Situation, in der uns die Kleinigkeiten Kopfschmerzen bereiten. Doch wenn der Historiker sich entscheidet, Mikrologie zu betreiben, muss er eine Frage mit sich führen um sich nicht in Kleinigkeiten zu verlieren. Im Detail finden wir nicht eine ganze Welt wieder. Auch steckt der liebe Gott längst nicht mehr im Detail, ja, es verbietet sich, das Detail als reine Nebensächlichkeit abzutun.

Nur im Detail finden sich Hinweise auf die Vorstellungen vom vergangenen Leben und wie es als Geschichte gedacht und empfunden werden kann. Roland Barthes hat uns vorgeführt, wie das unnütze Detail dazu verwendet werden kann, um eine Empfindung von Realität herzustellen. Das Zitat, das uns von den Schuhen des Königs berichtet, der Hinweis auf die Wohnadresse eines Gelehrten oder die Vorliebe für ein bestimmtes Gericht oder auch der homophobe Hinweis auf die Vorliebe für Männer oder nicht weniger sexistisch die schöne Frau, die doch denken kann. Diese Art von Informationsüberschuss stellt unabhängig von der arglosen oder böartigen Absicht jeweils das her, was Barthes den Realitätseffekt genannt hat. Das gilt für den Roman des 19. Jahrhunderts ebenso wie für die moderne Geschichtsschreibung, die sich bis heute in aller Regel in eben diese narrative Form fügt. Kaum jemand interessiert sich noch für die falschen Fussnoten oder die Lesefehler von Ko-

■ ■

selleck, der ja, wie Jan Marco Sawilla vor mehr als zehn Jahren nachgewiesen hat, ausgerechnet beim zentralen Begleg im wichtigsten Aufsatz zu seiner These vom Kollektivsingular der Geschichte anstatt Geschichten, wie es im Original hiess, Geschichte gelesen hat. Diese vielleicht nicht ganz unbedeutende Nebensächlichkeit hat dem weltweiten Erfolg von Koselleck nicht geschadet. Denn ironischer Weise verliert das Detail in umgekehrter Proportion zur historischen Grösse an Bedeutung. Man mag diese gelassen zur Kenntnis nehmen oder diesen Umstand in eine Ruinentheorie des Geistes umkehren, am Umstand ändert es nichts.

In seinen *Unzeitgemässen Betrachtungen* wurde Nietzsche nicht nur zum Kritiker einer antiquarischen Geschichtsschreibung, sondern auch zum Feind des Mikrologen. Zugleich findet sich in derselben Schrift die grundlegende Operation eines neuen historischen Denkens, das der Mikrologie, wie ich sie verstehen möchte, nahe kommt. Dort fühlt Nietzsche sich als Philologe gezwungen, den Nutzen seiner Arbeit zu begründen. Der liege nicht in der Traditionspflege, nicht im Anbeten der Augenblicksgötter der Geschichte oder einer Politik der Namen, vielmehr bestehe er in einer gewissen Unzeitgemässheit.

»So viel muss ich mir aber selbst von Berufs wegen als classischer Philologe zugestehen dürfen: denn ich wüsste nicht, was die classische Philologie in unserer Zeit für einen Sinn hätte, wenn nicht den, in ihr unzeitgemäss — das heisst gegen die Zeit und dadurch auf die Zeit und hoffentlich zu Gunsten einer kommenden Zeit — zu wirken.«²³

Der intellektuelle Einsatz historischer Arbeit besteht also darin, dass symbolisch-materielle Formen vergangenen Leben in eine jeweilige Gegenwart drängen und dort anstacheln zu denken. Ja, er führt weiter da hin zu überdenken, ob Geschichte nicht nur eine intellektuelle Form ist, die unsere Vorstellungskraft erfüllt, wie es der Mediävist Johan Huizinga einmal formulierte, sondern weiter in einen Gedanken, der sich versteckt in einem der nachgelassenen Fragmente Nietzsches findet: Vielleicht, schreibt er,

»Vielleicht betrachten hinwiederum die Inder unsre Gier nach dem Geschichtlichen und unsre Schätzung der »geschichtlichen« Völker und Menschen als ein occidentalisches Vorurtheil, oder sogar als eine Krankheit der Köpfe: »haben nicht so unhistorisch wie wir – werden sie sagen, auch alle jene Männer gelebt, die selbst ihr die Weisen nennt?«²⁴

■ ■ ■

23. Nietzsche: »Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben« Vorwort, Erste Veröffentlichung 22 Februar 1874 (eKGWB).

24. Friedrich Nietzsche: *Nachgelassene Fragmente 1869-1874*, Berlin 1978, Fragment 30 (2), DOI: 10.5451/unibas-ep78149

■ ■

Diese Kritik des Kollektivsingulars der Geschichte findet sich auch in den Weltgeschichtlichen Betrachtungen von Nietzsches Basler Kollegen Jacob Burckhardt. Spätestens in diesem Text gibt er den Begriff einer Einheit der Geschichte auf. Dort schlägt er nicht nur vor, besser vom »Studium des Geschichtlichen« zu sprechen, sondern rückt auch von der Schrift als absoluter Metapher für die Geschichte ab. Stattdessen schlägt er vor, den Geschichtsbegriff wie ein Bild zu denken. Damit ist bereits viel gewonnen. Doch bleibt zu überlegen, ob diese solide Metapher für Geschichte auch heute, hundert Jahre später, zeitgemäss bleibt. Wenn ich meinen Studentinnen und Studenten trauen darf, eher nicht. Wenn sie sich überhaupt für Geschichte interessieren, dann gewiss in einer anderen Form. Vielleicht denken sie ihr Verhältnis zur Vergangenheit so wie die Anthropologin Anna Tsing. Sie schlägt gegen eine Teleologie der Geschichte vor, stets mehrere mögliche Zukünfte vor Augen zu haben, die wie Matsuke-Pilze, unvorhersehbar und selbst unter widrigsten Bedingungen auf den Ruinen des Kapitalismus wachsen.²⁵ Damit würde sich die Frage nach dem Archivbegehren neu stellen.

■ ■ ■

729.

25. Anna Lowenhaupt Tsing: *The Mushroom at the End of the World: On the Possibility of Life in Capitalist Ruins*, Princeton 2017.

DOI: 10.5451/unibas-ep78149

Literaturnachweise

- Archiv der Berlin Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, NI. Heinrich Otto Meisner, Schachtel 8, Meisner an Leesch, 20. Februar 1955.
- Bresslau, Harry: *Geschichte der Monumenta Germaniae Historica*, Hannover 1921 (Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zur Beförderung einer Gesamtausgabe der Quellenschriften deutscher Geschichten des Mittelalters).
- Burckhardt, Jacob: *Aesthetik der bildenden Kunst: Über das Studium der Geschichte. Mit dem Text der «Weltgeschichtlichen Betrachtungen» in der Fassung von 1905*, Bd. 10, hg. v. Peter Ganz, München 2000 (Jacob Burckhardt Werke).
- Davis, Natalie Zemon: *The Return of Martin Guerre*, Cambridge, Mass. 1983.
- Dilthey, Wilhelm: »Archive für Literatur«, in: *Zur Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts: Portraits und biographische Skizzen, Quellenstudien und Literaturberichte zur Theologie und Philosophie im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1991.
- Dunkhase, Jan Eike: *Absurde Geschichte: Reinhart Kosellecks historischer Existentialismus*, Marbach am Neckar 2015.
- Gawlik, Alfred: *Zur Geschichte und Arbeit der Monumenta Germaniae Historica: Ausstellung München 17.-20. September 1996: Katalog*, München 1996.
- Ginzburg, Carlo: *Il formaggio e i vermi: il cosmo di un mugnaio del '500*, Torino 1976.
- Günther, Johannes; Otto August Schulz: *Handbuch für Autographensammler*, Leipzig 1856.
- Kluge, Alexander und Heiner Müller: »Der Tod des Seneca«, 26. April 1993 (<https://kluge.library.cornell.edu/de/conversations/mueller/film/103/transcript>)
- Koschorke, Albrecht: *Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts*, München 1999.
- Meisner, Heinrich Otto : *Der Archivar*, hg. vom Akademischen Auskunftsammt Berlin in Verbindung mit dem Amt für Berufserziehung und Betriebsführung in der Deutschen Arbeitsfront, 2. verbesserte Auflage, Berlin 1941
- Mentzel-Reuters, Arno; Mark Mersiowsky, Peter Orth, Olaf B. Rader (Hg.): *Phönix aus der Asche: Theodor Mommsen und die Monumenta Germaniae Historica: Katalog zur Ausstellung der Monumenta Germaniae Historica in München und der Monumenta Germaniae Historica an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften vom 25. November bis 21. Dezember 2005 im Foyer der Bibliothek der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften*, München 2005
- N.N.: »Ueber den Brand im Hause Theodor Mommsen's«, National-Zeitung, 12. Juli 1880.
- Nietzsche, Friedrich: *Nachgelassene Fragmente 1869-1874*, Berlin 1978.
- »Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben« Vorwort, Erste Veröffentlichung 22 Februar 1874 (eKGWB).

■ ■

Traube, Ludwig: *Nomina Sacra. Versuch einer Geschichte der christlichen Kürzung*, München 1907.

Tsing, Anna Lowenhaupt: *The Mushroom at the End of the World: On the Possibility of Life in Capitalist Ruins*, Princeton 2017.

Wimmer, Mario: *Archivkörper: eine Geschichte historischer Einbildungskraft*, Konstanz 2012.

— »Gehirnausstülpungen. Zur Wissenschaftsgeschichte intellektueller Arbeit,« in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte*, Bd. 41, Nr. 4, 2018, 449–452.

Zweig, Stefan: »Die Autographensammlung als Kunstwerk«, in: *Deutscher Bibliophilen-Kalender für das Jahr 1914. Jahrbuch für Bücherfreunde und Büchersammler*, Wien 1914, S. 44–50.